

Tagungsbericht

Verfasserin: Johanna E. Blume, Universität Saarbrücken, j.blume@mx.uni-saarland.de

Die 18. Fachtagung des Arbeitskreises für Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit (AKGG-FNZ) fand vom 01.-03.11.2012 im Tagungszentrum Stuttgart-Hohenheim statt. Die 24 teilnehmenden WissenschaftlerInnen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich stellten sich in diesem Jahr dem Thema „Zeitenschwellen, Umbruchszeiten, Epocheneinteilungen – Neues aus der Geschlechtergeschichte“, womit eines der grundlegenden Probleme der frühen Frauengeschichte – nunmehr in Perspektiven neuerer Geschlechtergeschichte – neu hinterfragt werden sollte: Die Hinterfragung der Einteilung der Geschichte in festgesetzte Zeitalter und die Neumarkierung ihrer Grenzen.

Schon in den 1970er Jahren hatte Joan Kelly nach der Relevanz der „Renaissance“ für „die Frauen“ gefragt und so zu einer Infragestellung der Epochen der „alten Männergeschichte“ angeregt. Doch trotz einer Erweiterung und Differenzierung dieser Einteilungskonzepte besteht auch heute noch eine paradoxe Spannung zwischen dem Arbeiten in bzw. der Identifikation mit festen Epochengrenzen und der fortdauernden Infragestellung dieser Grenzziehungen. Inwieweit Arbeiten zur Frühen Neuzeit, die auf die Kategorie Geschlecht fokussieren, dabei an Grenzen stoßen oder sogar Umbruchsmarkierungen versetzen können, zeigten neun Tagungsbeiträge in drei Sektionen und ein round table der Veranstalterinnen.

Geleitet und organisiert wurde die Konferenz von Antje Flüchter (Heidelberg), Andrea Griesebner (Wien), Michaela Hohkamp (Berlin), Monika Mommertz (Freiburg i. Br.) und Claudia Opitz-Belakhal (Basel).

CAROLINE ARNI (Basel) eröffnete die Tagung am Donnerstagabend mit ihrem Vortrag „Mütter töten, oder: Feminismus im Medium der Zeit. Anachronismus und temporal communities“. Darin führte sie die bereits an andern Orten aufgenommene Auseinandersetzung mit Zeiterfahrungen und Zeitkonzepten weiter. Im Zentrum stand dabei die Konstruktion von Identitäten und Differenzen in Begriffen zeitlicher Zugehörigkeit bzw. nicht-Zugehörigkeit, eine Problematik, die der Vortrag anhand der rhetorischen Figur der „verfrühten“ oder „verspäteten“ feministischen Intellektuellen illustrierte. Die Saint-Simonistin Claire Démar (19. Jh.) und die Schweizer Autorin Iris von Roten (20. Jh.) dienten dabei als Beispiel. Anhand geschichtstheoretischer Debatten über Anachronismus und Anachronien wies die Referentin die in dieser rhetorischen Figur operative Homogenisierung von vergangenen und gegenwärtigen Zeiträumen auf und machte sie für die Frage nach der historisch spezifischen Verfertigung von „temporal communities“ fruchtbar.

Die erste Sektion „Geschlecht in der ‚longue durée‘ leitete URSULA SCHLUDE (Berlin) mit dem Beitrag *Die Chrono-Logik von „Hotel Mama“*. *Braucht die Geschlechtergeschichte eine Epochen übergreifende/konturierende Perspektive?* ein. Ausgehend von der Problematisierung gängiger „Verschlechterungs“- bzw. „Verbesserungs“-Narrative zur Geschichte des Geschlechterverhältnisses zwischen Mittelalter und Neuzeit postulierte sie die Verwendung des ethnologisch-soziologischen Konzepts „häusliche Produktion“ als eine historiographische Kategorie langer Dauer, mit der das für die Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit bereits fruchtbar eingesetzte Konzept „Haushalt“ erweitert und für die Neuere Geschichte als auch für frühere Epochen modifiziert werden könne; nämlich als der (bis heute) zentrale, die Generationen „produzierende“ und in diesem Prozess zivilisatorisch funktionelle Ort, an dem Frauen (und Männer) wertschöpfend tätig seien. Unterschiedliche Zeiträume würden dadurch besser vergleichbar und Historisierung des Geschlechterverhältnisses ermöglicht, die retrospektive Deutungsschemata aufbreche.

Mit der Konzentration auf die Kategorie „Verwandtschaft“ als Politik bestimmende Größe problematisierte auch DETLEF BERGHORN (Hannover) in seinem Werkstattbericht *Ein Epochen übergreifender Familien- und Erbschaftsstreit* die Relevanz klassischer Zeitenschwellen innerhalb eines vom 16. bis ins 19. Jh. dauernden Erbschaftsstreits. Mittels der immer wieder neu erfolgenden Konstruktion genealogischer Nachfolge durch die Erben des Grafen von Manderscheid-Schleiden fragte der Referent nach deren Bedeutung im Laufe der Jahrhunderte, insbesondere als Konfliktursache. Er legte dar, dass das Projekt, indem es über rein patriarchale Strukturen, Einzelfamilien und territoriale Beschränkungen hinausgeht, nicht nur grundlegende Fragen nach Tradierung verwandtschaftlicher Beziehungen, die Bedeutung agnatischer Konstruktion und den Einfluss externer politischer Umbrüche erörtern könne. Es habe überdies Potential, klassische Annahmen zur Entwicklung familiärer Strukturen in der Frühen Neuzeit zu hinterfragen, etwa die eines allgemeinen Bedeutungsverlustes von Verwandtschaft an der Wende zur so genannten „Moderne“ oder die Ausbildung horizontaler Familienstrukturen.

ANNA BECKER (Basel) griff in ihrem Vortrag *„Antike“ und „Mittelalter“ in der „Renaissance“: Gender als Markierung im politischen Denken zwischen Kontinuität und Wandel* die von Joan Kelly aufgestellte These auf, der in der Renaissance entstehende Bürgerhumanismus habe die Frau aus der Öffentlichkeit verbannt, und untersuchte sie aus der Perspektive der politischen Philosophie und Aristotelesrezeption. Anhand von Kommentaren zur "Nikomachischen Ethik" und zur "Politik" zeigte die Referentin dass Ehe in dieser Tradition als politischer Topos in Antike, Mittelalter und Renaissance verstanden wurde und zeigte so unverhoffte diachrone Kontinuitäten und synchrone Brüche auf. Die Ehe als relativ gleichwertige Allianz zwischen Mann und Frau sei für die italienischen Philosophen wie Leonardo Bruni und Donato Acciaiuoli Abbild der Republik gewesen, womit die Autoren auch in Tradition mittelalterlicher Aristoteleskommentatoren wie Albertus Magnus

und Thomas von Aquin gestanden hätten. Zeitgenossen wie Jean Bodin hingegen hätten die Ehe durch Rückgriff auf vermeintliche römische, griechische und frühmittelalterliche Verhältnisse als Herrschaft des Mannes über die Frau dargestellt, um seine Souveränitätstheorie zu untermauern. Relevant sei also nicht nur die Zuordnung der Autoren zu Epochen, wie dem Mittelalter oder der Renaissance, sondern unter anderem politisch-philosophische Traditionslinien, die über die Epochen Grenzen hinaus wirkten.

Aus dem Blickwinkel der amerikanisch geprägten Mediävistik hingegen beschäftigte sich ANNALENA MÜLLER (Yale/Basel) in ihrem Beitrag *Periodisierung und Anachronismen in der Geschichtsschreibung des Doppelklosters Fontevraud mit der Frage nach der Relevanz der Kategorie Geschlecht in den Quellen des um 1100 gegründeten französischen Ordens*. Innerhalb des Konvents, das seit seinen Anfängen von Äbtissinnen aus dem Hochadel geführt wurde, kämen Geschlechterdebatten erst nach der weitreichenden Reform im 16. und 17. Jh. eine gewisse Bedeutung zu, wobei man diese vor allem als Resultat ordensinterner Machtkonflikte beurteilen müsse. In Abgrenzung zur amerikanischen Forschung, welche die weibliche Führung mitunter als „protofeministisch“ wertete, veranschaulichte die Referentin, dass die Geschichte des Ordens im Kontext der Spannungen zwischen religiösen und weltlichen Sphären sowie der Machtverteilung zwischen sozialen Schichten der Religiösen zu sehen sei. Aus dem Blickwinkel der Geschlechtergeschichte sei zum einen ein alternativer Epochenschnitt für die Geschichte des Klosters zu setzen, nämlich das 17. Jh. Zum anderen wäre generell die Frage aufzuwerfen, inwieweit man die Frage nach Geschlechterverhältnissen als Projektion der modernen Forschung werten könne, welche Anachronismen Vorschub leiste.

Die zweite Sektion „Epochenspezifische Geschlechterkonzepte?“ eröffnete ELIZABETH HARDING (Wolfenbüttel) mit ihrem Beitrag *Ein Hagestolz wie Platon. Ehelosigkeit als epochales Männlichkeitskonzept um 1700?* Ausgehend von Debatten um die Volksvermehrung der Kamera listen im 17. und 18. Jh., welche einen statistischen Rückgang der Ehen in protestantischen Gebieten beklagten, erörterte sie die Spannungen zwischen der Bewertung von männlicher Ehelosigkeit als Devianz und ihrer Anerkennung als individuelles Lebenskonzept. So habe zwar das so genannte Hagestolzenrecht gegolten, eine Erbbeschränkung für unverheiratete Männer. Besonders in Bezug auf den Gelehrtenhaushalt sei die Weigerung zu heiraten aber durchaus akzeptiert gewesen. Dabei sei von Zeitgenossen besonders auf die gesteigerte Leistungsfähigkeit und das Vorbild der englischen Universitäten verwiesen worden. In Auseinandersetzung mit der Forschungstradition, welche die Ehe seit der Reformation als einzig erstrebenswerte Lebensform sehe, postulierte die Referentin einen Bruch mit diesem Konzept und damit eine Neubewertung von Männlichkeitskonzepten um 1700. In der anschließenden Diskussion wurde der Blick auf die breite Bevölkerungskreise betref-

fende Heiratsverbote und -beschränkungen sowie das Ideal monastischer Lebensführung gelenkt und erörtert, wie diese im Kontext des zu diskutierenden Umbruchs zu bewerten sind.

Nach der Einordnung von Zeitschriften, die sich (vermeintlich) an Frauen richteten und deren Beitrag zur Wissensverbreitung im Zeitalter der Aufklärung fragte JOHANNA GÖRGEMANNS (Aachen), die ihr Projekt *Leipziger Frauenjournale des 18. Jahrhunderts zwischen Wissensordnungen und „Damenwissenschaft“ – Aufmachung, Themen, Verfasser* vorstellte. Unter Verwendung verschiedener methodischer Ansätze aus der Medien-, Ideen- und Begriffsgeschichte analysiert sie darin die Machart der Journale, ihr Themenspektrum, die Motivation der Verfasser und die Bedeutung des Mediums als öffentlicher Raum für Frauen. Die Loslösung von epochalen Beschränkungen und eine methodisch breite Anlage eröffneten ihr bislang den Blick nicht nur auf „frauenuntypische“ Inhalte und die Formulierung progressiver politischer Haltungen, sondern auch auf kreative Autorenbiographien und eine neue Definition eines traditionell als „weibliche Unterhaltungsliteratur“ eingestuften Mediums.

Um die bisherigen Beiträge zu reflektieren und neue Überlegungen zu formulieren luden die Organisatorinnen im Anschluss zu einem *round table* mit dem Titel *Zeitkonzepte, Umbrüche und Epochen(grenzen) in der Geschlechtergeschichte* ein.

Die Moderatorin MONIKA MOMMERTZ fragte eingangs nach der Relevanz strikter Epocheneinteilungen angesichts der hinreichenden Bekanntheit ihres Konstruktionscharakters seit Joan Kelly. Gleichzeitig deutete sie jedoch auch auf deren starke institutionelle Verankerung hin, welche eine für WissenschaftlerInnen möglicherweise identitätsstiftende bzw. die wissenschaftliche Wahrnehmung positiv wie negativ prägende Wirkung habe. CAROLINE ARNI machte andererseits auf bestehende Probleme aufmerksam: die starke Verhaftung in Epochenkategorien in der Einführungsliteratur für Studierende und den fehlenden transepochalen Austausch. MICHAELA HOHKAMP verwies des Weiteren auf die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis des Historikers zur Zeit bzw. zur Verwendung von Narrativen. Aus der Perspektive der anglophonen Wissenschaftstradition heraus hob dagegen ANNA BECKER die Notwendigkeit dieser Narrative zur Auseinandersetzung hervor, gerade auch für Studienanfänger, und wies außerdem darauf hin, dass epochenverhaftetes Denken vor allem ein Problem der deutschsprachigen Historiographie sei. URSULA SCHLUDE bedauerte außerdem die fehlende Vermittlung der durch die Geschlechtergeschichte bereits geleisteten Relativierungen gängiger Epochenkonzepte in den Medien. Um die daraus resultierende Aufgabe der Geschlechtergeschichte, vermeintliche Umbrüche immer wieder neu zu verhandeln, ins Blickfeld zu rücken, verwendete CLAUDIA OPITZ-BELAKHAL das Bild der Epochenschwellen als „Staustufen“, also Orte und Zeiten der „Verdichtung“, welche einem Bild der Geschichte als „ruhigen Strom“ entgegenstünden. Einigkeit herrschte schließlich zur Feststellung ANDREA

GRIESEBNER, dass allein das Erkenntnisinteresse relevant sei. Historisiere man Epochenbeschreibungen und lasse sich nicht davon einschränken, seien sie durchaus fruchtbar.

Bei der lebhaft geführten Diskussion wurde deutlich, dass das Thema an den Kern der Historiographie selbst rührt. Die Ursprünge der Epocheneinteilungen in der Aufklärung und somit die Historizität dieser Konzepte müsse stetig mitbedacht werden. „Epoche“ bleibe also „eine nicht stillzulegende Frage“, wie CAROLINE ARNI abschließend betonte.

Die dritte und letzte Sektion „Epochengrenzen – Geschlechtergrenzen?“ eröffnete KRISTIANE GERHARDT (Berlin) mit der Vorstellung ihres Projekts *Koloniale Sattelzeiten? Männlichkeit(en) und die Epochenzäsur um 1800*. Darin erörterte sie den Bruch von jüdischen Männlichkeitskonzepten im Rahmen der Aufklärung, bei dem das Ideal religiöser Gelehrsamkeit entwertet und bürgerlich-funktionalistischen Konzepten geopfert worden sei. Unter Verwendung neuer Ansätze der postcolonial studies konnte die Referentin aufzeigen, wie diese Entwicklung zum einen exemplarisch für die Neubewertung des rabbinischen Judentums, auch von seinen Vertretern selbst, an der Schwelle zum 19. Jh. stand. Zum anderen machte sie deutlich, dass diese Sichtweise bis heute die traditionelle Darstellung der Geschichte der Juden bestimme, welche somit nach wie vor auf den Prämissen aufklärerischer Zivilisierungsvorstellungen aufbaue und damit koloniale Bewertungsmaßstäbe reproduziere.

MICHAELA HOHKAMP (Hannover) bildete schließlich mit ihrem Beitrag *Geschlecht und Geschichte: Überlegungen zu Argumentationsfiguren in Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert* den Ausklang der Tagung. Anhand des Transferprozesses einer Erzählung über einen angeblichen Mord an den Erben eines Zähringer Herzogs im 13. Jh. und dem Verschwinden einer Schwester in dessen Genealogie wies sie auf die Bedeutung des Geschlechts in der frühen Geschichtswissenschaft hin. Am Beispiel der Ausführungen des Aufklärungshistorikers Johann Christoph Gatterer zum korrekten wissenschaftlichen Arbeiten, in dem er den Mordfall „löste“, wurde deutlich, wie das agnatisch geprägte Verwandtschaftverständnis seit dem 15. Jh. historische Ereignisse produziert oder eben ausgelöscht habe. Die entstehende historische Disziplin habe also ihre Evidenz aus der sich verändernden Konstruktion von Verwandtschaft gezogen, womit „Geschlecht“ im doppelten Sinne von Anfang an maßgeblich an Geschichtsschreibung gebunden gewesen sei.

In der Abschlussdiskussion wurde konstatiert, dass der Mut zur Überschreitung von Epochengrenzen neue, wichtige Forschungsergebnisse zu Tage gebracht habe. Insbesondere seien aufgrund der Etablierung der Geschlechtergeschichte seit einigen Jahren neue methodische Ansätze und Überlegungen wichtig und der Austausch über institutionelle Grenzen hinweg essentiell. Dennoch stellten auch spezialisierte und nicht beliebig auf alle Epochen ausdehnbare Wissenskompetenzen in oder

persönliche Präferenzen für Epochen wie die Frühe Neuzeit notwendige Forschungsvoraussetzungen dar. Denn diese garantierten wiederum die immer wieder neue und notwendige Auseinandersetzung mit generellen Fragen nach dem Umgang mit „Geschlecht“, die auch schon Joan Kelly antrieben und dazu führten, dass die Kategorie überhaupt in der Geschichtsschreibung mitbedacht wurde.